

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 30 (1943)

Buchbesprechung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1480, hatte zuerst profanen Zwecken gedient, wurde um die Jahrhundertwende zum Reliquienbehälter bestimmt und deshalb auf der Rückseite mit einem besonderen Deckel versehen. Ebenfalls von Urs Graf stammt ein silberner Taufpfennig mit zwei blasenden und trommelnden Putten.

Goyas Grab

San Antonio de la Florida, die kleine Kapelle am Stadtrand von Madrid, die mit Fresken Goyas ausgeschmückt ist und in der der Meister begraben liegt, wurde an seinem hundertfünfzehnten Todestag als kleines Museum eingeweiht. Die Wandbilder, die während des Bürgerkrieges stark gelitten haben, sind nun wieder hergestellt.

Bücher

Historische Meditationen

von Werner Kaegi. 316 Seiten, 11 Abbildungen, 15/22,5 cm. Lw. Fr. 14.50. Verlag Fretz & Wasmuth AG., Zürich.

Dieses Buch des Basler Historikers ist so gut und im gegenwärtigen Augenblick so wichtig, daß es auch an dieser Stelle jedem Leser empfohlen werden soll, der die Gegenwart im Zusammenhang mit der Vergangenheit zu verstehen sucht – was die einzige Möglichkeit ist, sie überhaupt zu verstehen. Jeder der acht Aufsätze behandelt in konzentrierter, aber trotzdem leicht lesbarer Form, ein einzelnes, scharf umrissenes Thema. Drei von diesen Aufsätzen nehmen auf die Existenz und die Art unseres Staates unmittelbar Bezug, es sind dies die Abschnitte «Entstehung der Nationen», «Die Rheingrenze in der Geschichte Alemanniens» und der Schlußaufsatz «Der Kleinstaat im europäischen Denken». Im Erstgenannten wird mit überlegener Objektivität untersucht, auf welchen realen und idealen Grundlagen sich das Bewußtsein staatlicher Zusammengehörigkeit entwickeln kann und es zeigt sich, daß dabei die heute so viel berufene Gemeinsamkeit der Sprache und Abstammung eine sehr geringe Rolle spielt. Viel wichtiger ist das Bewußtsein gemeinsamer Gegnerschaft gegen einen gemeinsamen Feind, die gemeinsame Ausübung der Macht gegenüber Dritten, der Mythos einer Monarchie oder gemeinsamen Kirche, wodurch jeweils Bevölkerungsteile ver-

schiedener Herkunft und Sprache zusammengebunden werden. Alle unsere umliegenden Staaten, die sich heute als Nationalstaaten ausgeben, sind ursprünglich mehrsprachige Staaten gewesen, wie es die Schweiz heute noch ist. Und während das Ausland in der Vielsprachigkeit unseres Landes gern etwas Ungewöhnliches und eine innere Schwäche sieht, sagt Kaegi mit Recht: «Ein Staat, der nicht nötig hat, die Sprachunterschiede auszulöschen und sich trotzdem innerlich als Einheit behauptet, ist ein sehr starker Staat. Der Staat von einheitlicher Sprache ist gewissermaßen der am leichtesten zu konstruierende. Es braucht die relativ geringste politische Willensspannung, um ein Gebiet gleicher Sprache zum staatlichen Körper zusammenzufassen.» Auch dies ist zu beherzigen: «Die uns umgebenden Nationalstaaten sind alle jünger als die Eidgenossenschaft.» Der Aufsatz über die Rheingrenze betrifft Verhältnisse zur Zeit der Römer, der Völkerwanderung und des Frühmittelalters bis um das Jahr 1100, als die Grenze zwischen dem Königreich Hochburgund und dem Herzogtum Schwaben mitten durch das nachmals eidgenössische Land verlief. Entgegen heute beliebten Anbiederungsversuchen auf Grund eines angeblich gemeinsamen Alemannentums, wird an Hand der geschichtlichen Entwicklung eindeutig nachgewiesen, wie tief der kulturelle Unterschied zwischen den links- und rechtsrheinischen Alemanen von den ersten Zeiten der Landnahme an gewesen ist und wie verschieden die politische Entwicklung verlief.

Der letzte Aufsatz zeigt, wie die besten Geister Europas sich zu allen Zeiten über den ethischen Wert und die kulturelle Bedeutung des Kleinstaates einig waren, wobei neben der Eidgenossenschaft die italienischen Stadtrepubliken der Renaissance und die altgriechischen Stadtstaaten als Beispiele dienten, die sich durch keine Anbetung der quantitativen Macht und des «Großraums» auslöschen lassen, die heute als materialistische Argumente gegen die Existenz des Kleinstaates angeführt werden. Zugleich gibt dieser Aufsatz eine interessante Entwicklungsgeschichte eben dieser materialistischen, in bloßen Quantitäten denkenden Geschichtsauffassung. Die übrigen Aufsätze betreffen Erasmus von Rotterdam – der große Humanist erscheint hier durchaus nicht als der etwas klägliche Duckmäuser, als den ihn «dynamische» Figuren seit Hutten gern hinstellen.

Ein weiteres Aufsatzaar beschäftigt sich mit der Person und dem Nachruhm Machiavellis.

Wichtig, auch für den kunsthistorisch Interessierten, ist der Aufsatz über «Voltaire und den Zerfall des christlichen Geschichtsbildes», der dadurch eintritt, daß mit Voltaire die Völker des Orients, nebst ihrer Kultur und Geschichte in den Interessenkreis der europäischen Forschung eintreten, wodurch die mittelalterliche Geschlossenheit des europäischen Denkens entscheidend gesprengt wird. Die sieben ersten Kapitel von Voltaires «Essai sur les moeurs» erschienen 1757, handeln von China: man muß dies mit dem Auftreten der «Chinoiserien» auf den Tapeten und im Porzellandekor des Rokoko zusammensehen. Hier, wie stets, haben die scheinbar spielerischen Arabesken der Mode ihre sehr ernsthaften Hintergründe und erweist sich eine romantische Schwärmerie als das Oberflächenmerkmal tiefgehender geistiger Strukturveränderungen. P. M.

Künstler und Gemeinschaft

von Hans Zbinden. 40 Seiten, 14,5/21 cm, Fr. 1.80. Verlag Herbert Lang & Cie., Bern.

Eine ernsthafte, für Künstler und Laien lesenswerte und überlegenswerte Betrachtung der heutigen Kunstsituation. Der Verfasser nimmt das Problem bei den Hörnern, daß es heute nicht mehr in erster Linie auf die technischen und psychologischen Subtilitäten ankommt, in die sich die verschiedenen «Ismen» der Kunst in den letzten Jahrzehnten verzweigt haben, sondern auf den gedanklichen und seelischen Inhalt des Kunstwerkes, auf seine Beziehung zum Menschen und zur kulturellen Situation. Zbinden ist sich ebenso im Klaren, wie der Besprechende, daß dies ein außerkünstlerischer Zusammenhang ist, aber eben jener Zusammenhang, der das Kunstwerk in seiner Existenz erst rechtfertigt. Erst auf dieser Grundlage bekommt das eigentlich künstlerische Bemühen, das stets den formalen Ausdruck betrifft, Substanz und Sinn. Zbinden wagt es sogar, den in Kunstkreisen verdächtigen Begriff des Heimatlichen als möglichen Mittelpunkt der Kunst der nächsten Jahrzehnte zu bezeichnen, als einzige mögliche Basis eines gemeinsamen Erlebens, wobei die Mißbräuche, Mißverständnisse und Fehlentwicklungen einer «Heimatkunst» nicht übersehen werden, aber der Mißbrauch einer Sache ist kein Einwand gegen sie selbst. P. M.

Paul Cézanne

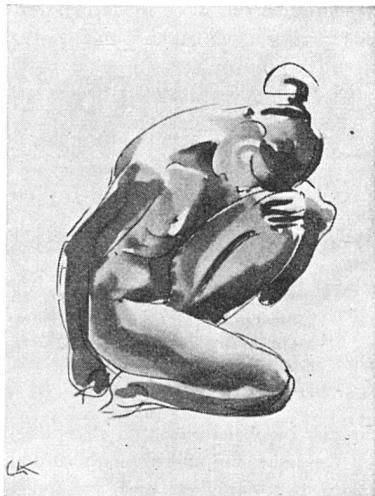
Nach eigenen und fremden Zeugnissen. Von Hans Graber. 318 Seiten. Mit vierzig Tafeln. 18/24,5 cm. Leinen. Fr. 16,80, Verlag Benno Schwabe & Co. Basel 1942.

Die neue Publikation Hans Grabers fügt sich der großen Reihe seiner früheren Publikationen im selben Verlag über Manet, Degas, Gauguin, den jungen Delacroix an. Sie stellt die eigenen Äußerungen des Malers in Briefen und Gesprächen und die aufschlußreichsten fremden Berichte zusammen und verbindet diese Texte mit ergänzenden und überleitenden Bemerkungen, so daß sich daraus ein reiches, vielfältiges Bild der menschlichen, geistigen, künstlerischen Erscheinung des Malers ergibt. Die Einleitung, die ein Dutzend Seiten umfaßt, stellt einen eigentlichen knappen Essay über die Malerei von Cézanne dar, deren Deutung zu den schwierigsten Aufgaben gehört, die sich der Kunsthistoriker vornehmen kann. Als Motto ist ihm der Ausspruch vorangestellt, den Cézanne Maurice Denis gegenüber getan hat und der berühmt geworden ist, weil er die kunstgeschichtliche Bedeutung des Malers lapidar zusammenfaßt: «De l'impressionisme j'ai voulu faire quelque chose de solide et de durable comme l'art des musées.» Aber gerade dieser Künstler bereitet auf den Kubismus vor, wobei sich die Kubisten so hartnäckig auf ihn berufen haben, wie er sich auf Poussin berufen hat. Die vierzig Abbildungen sind so ausgewählt, daß sie die ganze künstlerische Entwicklung ahnen lassen und alle ihre Problemstellungen andeuten. Aus der Gesamtheit aller dieser Publikationen ergibt sich eine Chronik der französischen Malerei im neunzehnten Jahrhundert, auf die man immer wieder zurückgreifen wird. G. J.

Bildhauer-Zeichnungen

von Erwin Gradmann. 116 Seiten, 59 Abbildungen, 25/17 cm. Holbein-Verlag, Basel 1943. Geb. Fr. 19,50.

Die Schrift beruht auf einer Dissertation, was in der Stellenweise etwas betonten Systematik fühlbar bleibt, doch beeinträchtigt diese nicht das lebendige Verhältnis des Verfassers zu seinem interessanten Problem, das darin besteht, die Eigentümlichkeiten aufzuzeigen, durch die sich die Zeichnung eines Bildhauers von der eines Malers oder Graphikers unterscheidet. Für letztere liegt die Zeichnung auch



Studie von Georg Kolbe aus «Bildhauerzeichnungen»

da, wo sie nicht als Selbstzweck, sondern als Entwurf für ein Bild gemeint ist, wesentlich auf der gleichen Ebene wie dieses, beim Bildhauer dagegen bezieht sie sich als Behelf auf eine von vornherein ganz anders, nämlich räumlich-plastisch vorgestellte Gestaltungsidee. Das äußert sich selbstverständlich auch in allen Einzelheiten der Zeichnung: sie enthält von vornherein mehr räumliche Elemente und Markierungen der Gelenkstellen, Klarlegungen der Struktur, die nicht von der Zeichnung her, sondern erst rückwärts von der Plastik her für den Betrachter verständlich werden, während sie der zeichnende Bildhauer eben von Anfang an in diesem Zusammenhang sieht. Für die Illustrationen war der Verfasser auf das angewiesen, was heute zugänglich ist. Wir nennen einige mehrfach vertretene Namen: Michelangelo, Veit Stoß, Benvenuto Cellini, G. L. Bernini, Gottfried Schadow, Auguste Rodin, Aristide Maillol und Georg Kolbe. – Die Reihe hätte sich leicht vermehren lassen, beispielsweise um die trefflichen Zeichnungen von Karl Geiser, das grundsätzliche Ergebnis hätte sich dabei jedoch nicht verändert.

P. M.

Frank Buchser, Mein Leben und Streben in Amerika

Begegnungen und Bekenntnisse eines Schweizer Malers. 1866–1871. Eingeleitet und herausgegeben von Gottfried Wälchli. 131 Seiten, 27 Abbildungen, 16/23,5 cm. Leinen Fr. 10.–, Orell Füll Verlag, Zürich und Leipzig.

Das amerikanische Tagebuch Frank Buchsers, das Gottfried Wälchli, dem

Herausgeber der großen Monographie über Buchser, erst zu einem Zeitpunkt bekannt wurde, zu dem er seine große Arbeit schon abgeschlossen hatte, ist eine wichtige Ergänzung der reichen Literatur über den Maler. Man muß es neben das Tagebuch der ersten marokkanischen Reise im Jahre 1858 halten, um zu erkennen, wie sehr sich Buchser in der Zwischenzeit gewandelt hat. Das Tagebuch der ersten marokkanischen Reise verhält sich zu diesem amerikanischen Tagebuch wie die vollendeten Bilder von Buchser sich zu seinen bedenklosen Machwerken verhalten. Aber wir möchten dieses Tagebuch nicht entbehren: weil die autobiographischen Äußerungen des Malers aus demselben Grund stammen, aus dem auch seine künstlerische Gestaltung emporgewachsen ist. Wer hingegen mit der Erwartung, die das Tagebuch Buchsers von seiner ersten marokkanischen Reise erweckt, an dieses Buch, das 18 Jahre später entstanden ist, herangeht, wird enttäuscht. Das herrliche Kraftgefühl, das die Sprache des früheren Tagebuchs bis in die Nebensätze hinein spannt, hat sich in Kraftmeierei verwandelt, die Abenteuerlust, welche die Gefahr aufsucht, hat der Erfolgssucht und dem Gesellschaftshunger Platz gemacht – und so wirkt es auch nicht zufällig, daß große Teile dieses Tagebuchs englisch geschrieben sind. Gottfried Wälchli hat den Text vorbildlich herausgegeben; die Einleitungen und die Anmerkungen enthalten alles, was für sein Verständnis wesentlich ist; alle fremdsprachigen Tagebuchstellen sind gut verdeutscht. Man lernt den Maler sehr genau kennen – aber man gewinnt ihn nicht lieber. Man findet vieles bestätigt, was man vor seiner Malerei ahnt.

G. J.

Das Buch Judith

25 Handzeichnungen von Max Huber. 80 Seiten, 26/36 cm. Fr. 600.–, 80.–, 30.–, Verlag Herbert Lang & Cie., Bern.

Der Verlag Herbert Lang in Bern gab das Buch *Judith* in der Übersetzung Martin Luthers mit fünfundzwanzig Zeichnungen von Max Huber (Bern) als vornehmen bibliophilen Druck heraus. Text und Bilder wirken auf dem Puhe-Japan-Papier prachtvoll, wobei das große Format genüßvolles Schauen und angenehmes Lesen der in Weißantiqua gesetzten wuchtigen Prosa bietet. Es wird hier nicht die moderne Judith Friedrich Hebbels dargestellt, die im entscheidenden Moment

nur aus tiefster weiblicher Verletztheit heraus handelt, sondern die alttestamentliche Frau, die sich als Werkzeug Gottes fühlt und die Tat im Zelt des Holofernes in Erfüllung des ihr vom alleinigen Herrn gegebenen Auftrags vollbringt. Das ermöglicht dem Künstler, in seiner Darstellung der entscheidenden Situationen und Handlungen trotz allen Kontrasten eine durchgehend fast feierliche Stimmung zu wahren. Die Zeichnungen sind locker, in andeutenden bis kräftigen Strichen hingestellt und in Wischtechnik hellgrau bis samtigschwarz getönt. Dabei kommt der oft breite, fette Graphitstrich in den Clichés zu ausgezeichneter Wirkung. Max Huber erweist sich als sehr begabter Zeichner, dessen bemerkenswerte Sicherheit an großen Vorbildern geschult erscheint. Man denkt an Delacroix, Liebermann, Lovis Corinth, hin und wieder auch an die Kollwitz und sogar an Pascin. Über diese verschiedenartigen Einflüsse hinaus ist ihm aber eine starke persönliche Gestaltungskraft eigen.

K. F.

Initialen von Imre Reiner

mit vielen Satzbeispielen und historischen Initialen in zweifarbigem Druck, eingeführt von Hermann Kienzle, 19/13 cm, Geb. Fr. 14.—. Numerierte Sonderausgabe I—XXV auf Japanpapier Fr. 45.—, Verlag Benno Schwabe & Co., Basel.

Das schmucke Album in Querformat enthält in seinem ersten Teil eine wohldokumentierte knappe Übersicht über die graphische und typographische Entwicklung der Initiale als festlicher Auftakt eines Textes, erläutert an ausgesuchten Beispielen vom Beginn der Buchdruckerkunst bis auf William Morris. Dann folgt das ganze Alphabet mit graphisch rassig und schmissig geschriebenen Initialen von Imre Reiner, ornamental eingefügt in ein einzelnes Wort, einen Vers, einen kurzen Reklametext, wodurch der in den verschiedensten Schriften gesetzte Text zugleich eine persönliche Note und einen ganz bestimmten Temperamentsausdruck bekommt. Diese Vermenschlichung von Drucktexten, die heute, wie es scheint, wieder als Bedürfnis empfunden wird, ist das genaue Gegenteil der mechanischen Einebnung des Textbildes, wie sie in den Zwanzigerjahren durch Kleinschrift und Blockschrift angestrebt wurde. Aber ist es nicht ein bißchen maßstablos, Sonne, Mond und Sterne der alten

Typographie um diese modernen Initialen kreisen zu lassen? und davon gar noch eine numerierte bibliophile Ausgabe zu veranstalten? Dem Befreundenden will es jedenfalls so scheinen.

P. M.

die Deutsche Buch-Gemeinschaft Zürich zum Preis von Fr. 13.40.

Straßburger Bildteppiche aus gotischer Zeit

von Emil Major. 36 Seiten, 15 schwarze und eine einfarbige Tafel, 5 Abbildungen im Text, 20,5/27 cm. Geb. Fr. 8.50. Holbein-Verlag Basel, 1942.

Die hier beschriebenen und abgebildeten Teppiche sind nächstverwandt den Basler Bildteppichen und verdienen schon darum unser besonderes Interesse. Ihre Reihe reicht von etwa 1390 bis gegen 1500 – sie läuft also wenigstens in ihrem letzten Drittel mit den Basler Heidnischwerkteppichen parallel. Gerade das älteste Beispiel, ein Teppich mit kämpfenden Wilden Männern, ehemals im hohenzollerschen Museum Sigmaringen, ist ein prachtvolles Beispiel mit heraldisch stilisierten Tieren und Pflanzen; und auch noch das jüngste Beispiel, ein Teppich mit Jagd- und Minnebildern im kunsthistorischen Museum Wien, schöpft eine gewisse herbe Frische daraus, daß «modern», das heißt räumlich-perspektivisch gesehene Szenen in landschaftlichem Rahmen im einzelnen dann doch noch in streng heraldisch stilisierten Formen dargestellt werden, was zur Folge hat, daß man für die in dieses graphische Schema überall eingebauten frischen Naturbeobachtungen doppelt empfindlich wird. Der Verfasser, der Direktor des Historischen Museums Basel, hat sich die Aufgabe gestellt, die Teppiche genau zu beschreiben und durch Feststellung der darauf abgebildeten Wappen ihre straßburgische Herkunft sicher zu stellen, so daß diese Sammlung einwandfrei straßburgischer Bildteppiche zum Ausgangspunkt für die Lokalisierung weiterer Stücke dienen kann, die von sich aus keine Handhaben dazu bieten würden. Das Buch ist auch buchtechnisch reizvoll ausgestattet. P. M.

Dem Verfasser liegt vor allem daran, die germanische Komponente gegenüber der spätantiken Kulturtradition und gegenüber den östlich-byzantinischen Einflüssen ins rechte Licht zu stellen, ohne daß diese anderen Kulturstrome geleugnet würden. Die kurzen Charakterisierungen der früh- bis spätmittelalterlichen Werke sind stets interessant, auch da, wo man vielleicht Fragezeichen anmerkt. Auch der Bilderteil ist gut ausgewählt, er bringt Gesamtansichten und Details, nur ist dieser Teil nicht sehr gut gedruckt und typographisch etwas ungepflegt, andererseits erlaubt das große Format einen stattlichen Maßstab der Abbildungen.

P. M.

Mauerwerk im schweizerischen Ingenieurbau

von dipl. Ing. A. Bühler, Dr. ing. h. c., Bern. 15 Seiten, 23 Abbildungen, 23/33 cm, Preis Fr. 2.50. Verlag „Hoch- und Tiefbau“, Zürich 1942.

Die zunehmende Verwendung von Naturstein für Mauerwerk hat auch im technischen Schrifttum ihr Echo gefunden (Schweiz. Bauzeitung Bd. 118 und 119, Hoch- und Tiefbau 1942). Neben den Fragen der Tragfähigkeit, Dauerhaftigkeit und der Kosten werden Formgebung und Oberflächenbehandlung die Leser des «Werk» vor allem interessieren. Die gezeigten Bilder lassen eine weitgehende Übereinstimmung zwischen Ästhetik und Technik auf dem Gebiete des Mauerwerkaus erkennen. Der Ingenieur verlangt Lagerfugen senkrecht zur Druckrichtung, radiale im Gewölbe, geneigte im Strebepfeiler und waagrechte in Stützen und Mauern. Diese Forderung der Statik entspricht dem natürlichen Gefühl und wird vom Auge angenehm empfunden. Durch veränderliche Schichtenhöhe erfährt die Oberfläche eine glückliche Beliebung, und gleichzeitig wird die Ausbeute des Steinbruches verbessert. Das vorliegende Heft befaßt sich mit der Geschichte des Steines im Brückenbau, mit seinem Kampf gegen das eiserne Gitterwerk im letzten Jahrhundert und gegen den bequemeren Beton in der heutigen Zeit. Es enthält wertvolle Vorschläge zur Verbesserung der Steinqualität, zur Erleichterung der Lieferung und zur Förderung des Maurerhandwerkes.

E. S.

Kunst ins Haus

Ein Aufruf der Sektion Zürich
der GSMB, Zürich, Ostern 1943.

Die Sektion Zürich der Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten gibt einen Aufruf heraus: «Kunst ins Haus». Wir machen unsere Leser mit Nachdruck darauf aufmerksam, weil sich in diesem Heft die Künstler selber über Architektur, Plastik, Malerei, Kunstgewerbe, Bibliophilie und andere Gebiete der Kunst aussprechen. Fast alle diese Bemerkungen, Artikel, Aufsätze sind ausgezeichnet geschrieben und geben einen vorzüglichen Einblick in die künstlerischen Problemstellungen. Wir drucken im folgenden den «Brief an einen Bauherrn» von Karl Hügin ab.

« Sehr geehrter Herr N.!

Als Sie die Pläne zu Ihrem neuen Wohnhause mit dem Architekten durchsprachen, sagten Sie zu ihm, daß Sie nicht nur genau wissen möchten, wohin der Kessel für die Zentralheizung zu stehen komme, sondern Sie möchten vom Architekten auch vernehmen, was er mit den Wänden der Wohnräume zu machen gedenke. Dies zu wissen schien Ihnen gleich zum Baubeginn ebenso wichtig wie alles übrige. Ich muß Ihnen gestehen, daß Sie mir da unter den Bauherren als eine Art „weißer Rabe“ erschienen sind! Denn, da Sie den Wunsch äußerten, daß Sie in ihrem Hause nun einmal einige Wände mit Wandmalereien schmücken wollten, anstatt wie gewöhnlich einfach Bilder darauf zu hängen, so haben Sie damit eine Stellung eingenommen, die nicht alle Tage vorzukommen pflegt. Daß Sie nun schon vor dem Baubeginn die Frage der Wandbehandlung angehängt haben, ist tatsächlich etwas Ungewöhnliches. In der Regel schenkt man dieser Angelegenheit zu Anfang des Baues keine oder nur eine abwartende Aufmerksamkeit, man wartet einfach, bis der Bau sozusagen fertig dasteht. Ihnen aber wird nicht nur der Künstler dankbar sein, sondern auch der Mann, der die Innenräume zu entwerfen hat. Für den Maler ist es ja von größter Wichtigkeit, zu wissen, daß die Mauer zum voraus so hergestellt ist, daß sie sich für den notwendigen Malgrund eignet. Aber auch der Innenarchitekt wird froh darüber sein, daß er ebenfalls zum voraus weiß, daß die und die Wand mit dekorativen Malereien versehen wird. Er wird dann sicherlich keinen tief herabhängenden Beleuchtungskörper in Aussicht nehmen, der direkt in das Wandbild hineinschneidet, und auch die Möblierung wird er besser

anzuordnen wissen. Wie oft hat man das schon erlebt, daß bei einer zu spät projektierten Wandmalerei allerlei in den Weg kommt, sei es nun die Ventilationsanlage, seien es Röhrenschächte, Lichtschalter oder Heizkörper, abgesehen davon, daß eben die Mauer in ungeeignetem Material aufgebaut wurde und der daraufliegende Verputz gewöhnlich wieder abgeschlagen werden mußte.

Und nun, verehrter Herr N., lassen Sie sich nur nicht einschüchternd durch alllei Einwände, die Ihnen wahrscheinlich gemacht werden gegen Ihren Wunsch nach Wandmalereien in einem Wohnhause. Ich erinnere mich ja noch sehr gut an Ihre Begeisterung, als Sie vor einigen Jahren die „Villa der Mysterien“ in Pompeji besucht hatten, wo Sie sahen, wie da in verhältnismäßig kleinen Räumen die herrlichsten Wandmalereien angebracht sind! Dem Hauptraum, der den großartigen Figurenfries enthält, schließen sich noch zwei kleinere Schlafräume an, die trotz ihres geringen Ausmaßes ebenfalls von oben bis unten Malereien aufweisen. – Warum kann und soll nun dies denn nicht auch bei modernen Wohnbauten geschehen?

Sie werden sicherlich auf Ihre Art eine ähnliche Freude darüber empfinden, gleich der, die der Luzerner Schulte-Haus Jakob von Hertenstein erlebte, als er seinerzeit sein Haus durch Hans Holbein nicht nur außen, sondern auch im Innern bemalen ließ. Zudem haben Sie, wie der Herr von Hertenstein, Gelegenheit, mit dem Künstler, den Sie für eine solche Arbeit schließlich wählen, die Motive zu bestimmen und diese mit ihm durchzusprechen, wobei ich weiß, daß Sie ja nicht zu denen gehören, die das Unmögliche verlangen. Sie sind ja auch mit mir der Auffassung, daß sich das „Neckische“, das bloß „Witzige“, oder „Gerissene“ und „Flüchtige“ der Machart nicht für eine Wandmalerei eignet – der künstlerische Ernst kann für solche Aufgaben nie groß genug sein. Für ein Wohnhaus eignen sich immerhin auch alle Motive, die das Anmutig-Heitere betonen.

Daß ich für eine solche Wandmalerei die Technik des *Fresco buono* vorschlage, wird Sie bei meiner Leidenschaft für dieselbe weiter nicht verwundern. Sie bietet für die Ausführung die weitgehendsten Möglichkeiten. Die Hauptsache bleibt ja immer die, daß ein Wandbild den Raum nicht „totschlägt“. Der Maler ist verpflichtet, auf die vorhandenen Bauelemente Rücksicht zu nehmen.

Ich weiß, daß Sie auch an *Mosaik-*

arbeiten großen Gefallen haben, und ich bin überzeugt, daß auch diese Technik in einem Wohnhause auf die reizvollste Art verwendet werden kann. Stets sieht man in den Hallen oder Vorplätzen die Verwendung von Natursteinplatten oder von Kunststein oder die viel mehr noch verwendeten „Klinkersteine“. Warum könnte nun nicht einmal ein solcher Boden aus Steinmosaik bestehen? Wollen Sie nicht einmal diesen Versuch machen?

Wenn ich Sie nun in Ihrem Vorhaben gestützt und bestärkt habe, so ist der Zweck meines Schreibens erreicht, und ich bin sicher, daß Sie an dem Resultat Ihrer eigenen Initiative eine besondere Freude haben werden. Und des Dankes der Künstler dürfen Sie gewiß sein.

Ihr ergebener *Karl Hügin.* »

Oskar Schlemmer †

In die Reihe der Künstler, die in diesem Kriege – in irgend einem weiteren oder engeren Zusammenhang mit den destruktiven Geschehnissen – starben, gehört nun auch Oskar Schlemmer, von dessen Tod in Baden-Baden die Nachricht kam.

Paul Klee, James Joyce, Louis Marinoussis, Robert Delaunay, Sophie Täuber-Arp starben in den letzten Jahren. Verschiedene Persönlichkeiten, verschiedene Intensitäten, aber doch darin sich gleichend, daß sie seit Jahrzehnten an einer neuen künstlerischen Sprache, an einer kommenden Zeit kompromißlos, standhaft und unbe-



Das Triadische Ballett. Abb. aus «Die Bühne im Bauhaus». Bauhausbücher, Band IV, 1925.